

Ich hatte das Glück, die im Rahmen der diesjährigen Festspiele aufgeführte Oper „Moses in Ägypten“ sehen und hören zu können. Natürlich war es auch – wie fast jede Oper – eine tragische Liebesgeschichte – diesmal zwischen dem Sohn des Pharaos und einer Israelitin, die durch die Flucht der Israeliten aus Ägypten getrennt werden sollten. Der Pharao war durch das Unglück der erlittenen Plagen schon ‚weichgeklopft‘, aber der Sohn überredete seinen Vater wegen seiner leidenschaftlichen Liebe immer wieder, den Entschluss, das unterdrückte Volk ziehen zu lassen, rückgängig zu machen. So musste dann die letzte Plage kommen, der Tod der Erstgeburt bei Tier und Mensch. Und der Pharaonensohn war auch das erste Opfer dieser Plage.

Was mich als Christ des 21. Jhdts natürlich verstörte war, dass die Plagen immer wieder als große Wunder in wunderschönen Arien und Chören besungen wurden. Bei aller Faszination an Musik und Bildern hoffte ich doch, dass sich das hier besungene Gottesbild nicht wieder in die Herzen der Menschen einprägen würde, denn es wäre ein Rückfall in alte Zeiten. Denn so haben es ja manche von uns noch gelernt: Gott ist ein Zürnender, Unglück ist Gottes Strafe, um die Menschen zu zwingen und zu beugen.

Es ist mühsam und braucht Generationen, von solchen alten Mustern und Bildern loszukommen – es war's bei uns und wird's auch – z.Bp. – bei unseren muslimischen Erdbewohnern sein. Aber ein Gott der Gewalt und Rache, ein Gott, der die Widersacher vernichtet, kann nicht der sein, der am Ende alles in Frieden vereinen wird.

Nicht nur bei den grausamen Wundern wie bei den Plagen in Ägypten müssen wir skeptisch sein, auch bei den positiven Wundern ist Vorsicht geboten. Es muss nicht alles Wunder sein, was wie ein Wunder aussieht. Auch ein Zauberkünstler am Hof des Pharaos hat gesagt: ‚Ich habe einen Stab in eine Schlange, ich habe mit meiner Zauberkunst das Wasser des Nil in Blut verwandelt.‘ Ein Glaube, der sich nur auf Wunder – ob auf schlimme oder gute – stützt, steht auf wackeligen Beinen.

Das war es, was auch der Prophet Elias lernen musste, von dem wir in der Lesung dieses Sonntags hören. ER hatte ein großartiges Wunder erlebt. Sein Opfer war vom Feuer verzehrt worden, während das Opfer der Priester des Baals unversehrt blieb, obwohl sie ihren Götzen hysterisch beschwört hatten. In einer blutrünstigen Euphorie hatte Elias dann die Baalspriester niedermetzeln lassen. Er musste dann aber vor der Rache der Königin in die Wüste fliehen. Dort bekam er die Krise, eine notwendige weil not-wendende Depression. Elias musste das Bild von Gott, mit dem er lebte, loslassen, und den wahren Gott kennenlernen. Es wird ihm da in dieser Höhle vor Augen geführt, dass Gott nicht im Sturm, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer ist, sondern in leisen Säuseln des Windes.

Viele würden sich wünschen, Gott würde sich ihnen in eindeutigen Zeichen zu erkennen geben. „..... Dann würde ich schon glauben!“, sagen sie. Aber wenn glauben heiße, auf eindeutige Zeichen, Wunder, Erscheinungen verweisen zu können, dann wäre es gerade kein Glaube mehr, weil ein wichtiges Merkmal des Glaubens fehlt: das Vertrauen. Gott ist der sehr leise Gegenwärtige manchmal sogar als der als abwesend Erfahrene: dann trotzdem vertrauen, dass er da ist, dass er hilft, begleitet, das ist Glaube. Auch Petrus musste das lernen, und er war wenigstens schon auf halbem Weg.

In der Erkenntnis Gottes hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr viel getan. Es braucht auch eine ruhige, eine Friedenszeit, damit sich etwas vorwärts entwickeln kann. Ich glaube, er war noch nie so da in der Breite der Christenheit: der Glaube, dass Gott der unendlich Barmherzige ist, der nicht dreinschlägt und zwingt. Einfach wird der Glaube deshalb nicht: denn damit da etwas zurückkommt, etwas, was trägt, braucht es das Vertrauen. Amen.

Pfr. Arnold Faurle